

Vom deutschen Wortschatz, seiner Erweiterung und seinen Lücken

Autor(en): **Osterwinter, Ralf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **57 (2001)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom deutschen Wortschatz, seiner Erweiterung und seinen Lücken

Von Ralf Osterwinter (Dudenredaktion Mannheim)

Umfang des Standardwortschatzes

Wer auf der Suche nach präzisen Angaben zum Umfang des Standardwortschatzes der deutschen Gegenwartssprache ist, findet nur grobe Schätzungen, die sich in einer Größenordnung zwischen 300 000 und 500 000 Einheiten bewegen.¹ Für diese vagen Mengenangaben gibt es verschiedene Gründe. Eine prinzipielle Schwierigkeit liegt natürlich darin, dass der Wortschatz kein geschlossenes Ganzes, sondern ein dynamisches, offenes System darstellt, vergleichbar einem öffentlichen Gebäude: «Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen», wie der renommierte Wissenschaftspublizist Dieter E. Zimmer (S. 60) anschaulich beschreibt. Neue Wörter kommen – nicht selten von heute auf morgen – in regen Gebrauch, während veraltetes Wortgut allmählich und unmerklich verstummt. Schon diese fortwährende Fluktuation macht es unmöglich, den Wortschatz einer lebenden Sprache zu einem beliebigen Zeitpunkt exakt zu beziffern. Hinzu kommt, dass keineswegs Einigkeit darüber herrscht, was überhaupt als Wort zu zählen beziehungsweise als Stichwort im Wörterbuch zu behandeln ist. Gehört etwa jede denk- und bildbare Zusammensetzung oder Ableitung dazu (*Last-Minute-Flug*, *Last-Minute-Angebot*, *Last-Minute-Reise* ...)? Wie sind die verschiedenen Wortinhalte bei mehrdeutigen Wörtern zu behandeln? Wie lässt sich abschätzen, ob situationsbedingte Augenblicksprägungen wie *Kompromissgeburt*, *Fahrstuhlmannschaft* oder *Stimmungsdemokratie* wirklich «Eintagsfliegen» bleiben? Inwieweit sind Eigennamen, Vulgärwörter, Szeneausdrücke oder Archaismen aus älterer, aber noch gelesener Literatur zu berücksichtigen?

Nicht zuletzt führt der rege Austausch zwischen dem Standarddeutschen und den anderen Existenzformen unserer Sprache zu erheblichen Abgrenzungsschwierigkeiten, denn die wechselseitigen Einflüsse zwischen den verschiedenen Sprachvarietäten führen unweigerlich zu der Frage, welche lexikalischen Einheiten, die ihren Ursprung in der Umgangssprache oder den verschiedenen Regional-, Gruppen- oder Fachsprachen haben, bereits allgemein gebräuchlich sind, sodass sie auch dem Gesamtwortschatz zugerechnet werden können. Das Problem ist deshalb kein geringes, da allein die Wortbestände der verschiedenen Fachgebiete und Wissenschaftsdisziplinen nicht selten sechsstellige Zahlenwerte erreichen:

«Schätzungen zum Gesamtumfang der gegenwärtigen Fachlexik schwanken zwischen einer Million und sieben Millionen Einheiten ... Daran haben Anteil die Fachsprache der Medizin mit etwa 500 000 ..., die des Rechtswesens mit etwa 120 000, die der Elektrotechnik mit etwa 60 000 Fachwörtern.» (Sommerfeldt, S. 64)

Was den tatsächlichen Wortgebrauch eines einzelnen Sprachteilhabers betrifft, so dürfte der Gesamtwortbestand einer Sprache zu überhöhten Schätzungen verleiten: Über 200 000 Lexeme verzeichnet das derzeit umfassendste deutsche Universalwörterbuch mit einem relativen Anspruch auf Vollständigkeit;² davon gebraucht ein Muttersprachler mit durchschnittlicher Bildung aber gerade einmal 10 000 bis 15 000 regelmässig – dieser so genannte aktive Wortschatz der Schriftsprache schliesst übrigens 3000 bis 4000 Fremdwörter ein. Für die mündliche Kommunikation genügen den meisten Sprechern jedoch weniger als 3000 Ausdrücke. Der passive Wortschatz (also die Menge der im dazugehörigen Kontext ohne Schwierigkeiten verständlichen, aber im Regelfall nicht selbst gebrauchten Wörter) erreicht dagegen nicht selten 50 000 und mehr Begriffe.

Wortschatzlücken

Angesichts der Fülle des bereits vorhandenen Wortmaterials einerseits und der überaus produktiven innersprachlichen Mittel des Deutschen zur Wort(neu)bildung andererseits³ mag es zumindest auf den ersten Blick erstaunen, dass es überhaupt Lücken im Wortschatz gibt. Vor diesem Hintergrund ist auch das aus (sprach)ökonomischer Sicht schwer nachvollziehbare Phänomen interessant, dass oft ein einzelnes Wort genügen muss, um mehrere Bedeutungen abzudecken (erinnert sei an Homonyme oder Polyseme wie *Bank* und *Schloss*), während sich die Sprache im Gegenzug quasi den Luxus leistet, für einen Gegenstand oder Sachverhalt gleich mehrere Bezeichnungen bereitzustellen, die (wenigstens annähernd) austauschbar sind; zu solchen Synonymen gehören etwa *Anschrift/Adresse*, *Raum/Zimmer*, *mutig/tapfer*, *bekommen/erhalten*.

Von einer Wort(schatz)lücke oder von «semantischer Defizienz» spricht man, wenn eine Bezeichnung fehlt, obwohl in der Sprachgemeinschaft ein offensichtliches Bedürfnis nach der Benennung eines Gegenstands oder Sachverhalts besteht.

Wortschatzerweiterung

Die Existenz von Wortschatzlücken und deren Schliessung steht somit in engem Zusammenhang mit der Notwendigkeit, unseren Wortschatz ständig zu erweitern. Denn vor allem im Lexikon als dem wandlungsfähigsten Teilbereich der Sprache spiegelt sich wider, dass unsere komplexe, hoch technisierte Industrie- und Dienstleistungswelt ständig in Weiterentwicklung begriffen ist und Neues hervorbringt: «Hinter den vergleichsweise grossen Veränderungen im Wortschatz der deutschen Gegenwartssprache stehen als Ursachen die Vermehrung und Differenzierung der Informations- und Wissensbestände im modernen Zeitalter.» (Braun, S. 158)

Der Sprachwissenschaftler Karl-Ernst Sommerfeldt präzisiert:

«Die Erweiterung ... des Wortschatzes entspringt letzten Endes dem Bedürfnis nach Schliessung einer Benennungslücke oder dem – unterschiedlich motivierten – Bedürfnis nach Modifikation oder Ersatz einer vorhandenen Benennung; bisweilen sind beide Bedürfnisse so miteinander verflochten, dass sie sich kaum trennen lassen. Schliessung einer Benennungslücke liegt vor, wenn eine Neubenennung geschaffen wird, um einen neuen Gegenstand (dies im weitesten Sinn verstanden, also auch Abstrakta einbegriffen) zu benennen, der gesellschaftlich relevant geworden ist, neu erkannt worden ist ... bzw. einen Gegenstand, der in seinen Eigenschaften wesentlich verändert worden ist ...; schliesslich auch, wenn eine neue Einsicht zu fixieren ist ...» (112)

Zur Erweiterung seines Lexikons und damit auch zur Schaffung von Neubennungen hält unser Sprachsystem diverse Möglichkeiten bereit, von denen unterschiedlich häufig Gebrauch gemacht wird:

1. Die eigentlich nahe liegenden echten **Wort(neu)schöpfungen** kommen faktisch kaum vor; selbst in der um Kreativität nie verlegenen Werbebranche kommt es allenfalls bei kurzen Warennamen gelegentlich zu echten Worterfindungen (ein Beispiel ist das Kunstwort *Ata* für ein Scheuerpulver). Gewöhnlich wird aber zur Schaffung neuer Wörter auf vorhandenes Sprachmaterial zurückgegriffen, wie etwa die Produktattribute *preisberühmt* oder *quarkig (und cremig)* zeigen.

2. Bei den meisten Neologismen handelt es sich also vielmehr um Zusammensetzungen und Ableitungen bereits geläufiger Wörter. Diese **Neubildungen** betreffen fast ausschliesslich die drei wichtigsten inhaltsbezogenen Wortarten, nämlich Substantive, Verben und Adjektive.

3. Wird ein bereits vorhandenes Wort lediglich mit einer neuen, zusätzlichen Bedeutung belegt, so spricht man von **Bedeutungswandel**: Bei der *Maus* als mit dem Computer verbundenem Steuerungsgerät spricht man deshalb statt von einem Neologismus von einem Neosemantismus.

4. Wenn eine fremde Sprache bereits einen treffenden Ausdruck für den zu bezeichnenden Gegenstand oder Sachverhalt besitzt, wird häufig einfach der Weg der **Entlehnung** beschritten. Schon seit langem wird das Anglo-Amerikanische als «Gebersprache» bevorzugt; wegen seines Wortreichtums (der etwa doppelt so gross ist wie der des Deutschen), seiner dominierenden Stellung als *Lingua franca* und nicht zuletzt aus einer Reihe sprachfremder Gründe.⁴ Besonders hoch ist der Anteil von Anglizismen in den Bereichen, in denen sich Entwicklungstrends und Neuerungen besonders schnell durchsetzen, also etwa in der Informations- und Telekommunikations-Technologie, in Handel und Wirtschaft (man denke nur an die *New Economy*), im Verkehrswesen oder im Tourismus.

5. Als weitere, weniger häufig genutzte Möglichkeiten bieten sich schliesslich an: die verschiedenen Formen der **Kurzwortbildung** (BSE), die **Wortzusammenziehung** (*Grusical*), der **Wortartwechsel** (*das ist spitze!*) und die **Idiomatisierung** (*einen Lauf haben* für «im Sport über einen längeren Zeitraum gut in Form und erfolgreich sein»).

Benennungsbedarf, Bezeichnungslücken und «vergessene Wörter»

Aus der folgenden Feststellung des bekannten Journalisten und Sprachkritikers Wolf Schneider lassen sich die beiden Ursachen für tatsächliche oder vermeintliche Lücken im Wortschatz unschwer herleiten:

«Notwendig sind Wörter von zweierlei Art: die einen, weil Benennungsbedürfnisse neu entstehen, so durch die rapiden Veränderungen in Technik und Naturwissenschaften, die Ausweitung des Welthandels, die Einbeziehung von immer mehr Menschen in ein immer dichteres Netz von Informationen, auch durch die wechselnden Strömungen in Politik, Kultur und Mode. Seltener wird von der anderen Sorte notwendiger Wörter gesprochen: denen, die bei der Entstehung von Sprache vergessen worden sind.» (53)

Wenden wir uns nun anhand einiger Beispiele sowohl dem täglich neu entstehenden Benennungsbedarf als auch den lange Zeit «vergessenen Wörtern» etwas konkreter zu.

Die meisten Wortschatzlücken der ersten Art dürften – wenn überhaupt – allenfalls für einen kurzen Zeitraum bestehen; denn solange neue Gegenstände, Methoden, Erkenntnisse und Sachverhalte (die so genannten «Realien») nicht eindeutig und treffend benannt sind und diese Bezeichnung nicht hinreichend bekannt geworden ist, können sie ja auch nicht wirklich zum Allgemeingut werden. Viele vermeintliche Benennungsprobleme sind folglich bereits beseitigt, bevor sie überhaupt als solche empfunden werden. So geht es in der Regel neuen Produkten, Dienstleistungen, Sportarten, Verfahrensweisen oder Berufsbildern wie *Aromastopfen, Deckenfluter, Haftnotizzettel, Inlineskates, Sodawasserbereiter; Bezahlfernsehen, Carsharing, Homebanking; Bungee-Jumping, Freeclimbing; Assessment-Center, Volltext-Recherche; Key-Accounter, Online-Redakteur, Profiler, Systemadministrator* zeigen. Bei der Einführung neuer Waren kommt es im Übrigen mitunter zu verschiedenen Bezeichnungen, die miteinander konkurrieren, bis sich bei Herstellern und Kunden ein Gattungsname durchgesetzt hat. So widerfuhr es den zeitgemäss gestalteten Kombinationen aus Treroller und Skateboard, die als *Kickboards, Streetboards, Cityroller, Steproller und (Mini)scooter* bis heute im Handel koexistieren.

Aber auch Neuerungen im gesellschaftlichen Bereich, etwa in der Arbeitswelt, wollen bezeichnet sein (*Altersteilzeit, Lebensarbeitszeitkonto, Sabbatjahr*).

Um quasi vorauseilende Schliessungen von Bezeichnungslücken handelt es sich bei den – meistens von findigen Journalisten geprägten – Ad-hoc-Bildungen, die (tages)aktuelle politische oder soziale Gegebenheiten kurz und treffend umschreiben sollen. Sie werden in aller Regel bis zu ihrem ersten Auftauchen kaum vermisst und bleiben oft Momentaufnahmen. Als Beispiele dafür können der *Kremlflieger* (Mathias Rust 1987), der *Mauerspecht* (im Zuge der deutsch-deutschen Grenzöffnung 1989/90), das *Superwahljahr* oder der *Reformstau* (die «Wörter des Jahres» 1994 und 1997) gelten.

«Das Ding an der Kasse»

Wie würden Sie den Gegenstand in Supermärkten nennen, mit dem ein Kunde seine Ware auf dem Förderband vor der Kasse von den Artikeln des nächsten Käufers abgrenzt? Diese Anfrage konnte die telefonische Sprachberatung der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Wiesbaden Mitte der 90er-Jahre nicht auf Anhieb beantworten. Da der Anfrager ein Agenturjournalist war, der die vermeintliche Bezeichnungslücke daraufhin pressewirksam thematisierte, erreichte die GfdS eine Fülle von Zuschriften mit mehr oder weniger originellen Namensvorschlägen: *Glomp, Bezahlstopper, Kunden-*

knüppel, Warenteiler, Trennklotz, Separator, Definer, Waren-Distanz-Riegel, Warenabgrenzer, Zwischending. Eine clevere Zeitungsredakteurin löste schliesslich das scheinbare Benennungsproblem, indem sie sich die Tatsache zunutze machte, dass gemeinhin alles, was käuflich zu erwerben ist, bereits einen Namen hat. Ergo recherchierte sie bei einem Hersteller mit Erfolg die offizielle Artikelbezeichnung: Das «Ding an der Kasse» heisst *Kassentrennstab* oder kurz *Trennstab*.

«Deziger»?

Weniger Erfolg hatte die GfdS mit einem 1997 initiierten Preisausschreiben, das einen möglichst treffenden Namen für das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends zutage fördern sollte, der im Zuge des einsetzenden Millennium-Fiebers plötzlich vermisst wurde. Doch Anregungen wie *Zeroes*, *Vorzehner* oder *Deziger* erschienen ihr ebenso wenig geeignet wie die erwarteten *Null(jahre)*. Auch die Nachforschungen darüber, wie unsere Vorfahren das gleiche Problem vor hundert Jahren lösten, verliefen ergebnislos. Folgende Erklärung liegt nahe: Da es in der früheren Geschichtsschreibung völlig unüblich war, die Zeit(geschichte) in Zehnerblöcke zu gliedern, gab es auch keinen entsprechenden Benennungsbedarf. Das zusammenfassende Bezeichnen von Jahrzehnten kam vielmehr erst mit der Dekade auf, die man in der Retrospektive zu den «Goldenen Zwanzigern» verklärte.⁵ Die Prognose, dass sich auch bis zum Beginn des zweiten Jahrzehnts im neuen Jahrhundert keine griffigere Bezeichnung finden wird als die bislang nur spärlich belegten *Zehnerjahre/zehner Jahre*, erscheint nicht allzu gewagt. Und dieser Name klingt nicht nur gewöhnungsbedürftig; er grenzt zudem die Jahre 2011 und 2012 aus und würde somit der ihm zugeordneten Oberbegriffsrolle nur teilweise gerecht. Die Sprachgemeinschaft sollte sich also gedanklich beizeiten auf ein weiteres namenloses Jahrzehnt einstellen.

SMS-Lücken

Besonders fündig auf der Suche nach echten neuen Wortlücken wird man im äusserst schnelllebigen und innovativen Bereich der Telekommunikation. Hier erfreut sich derzeit eine bestimmte Funktion der Mobiltelefone⁶ grösster Beliebtheit: die kostengünstige Möglichkeit, per Tastendruck eine SMS-Nachricht senden zu können (SMS = Short Message Service). Ein Verb, das die Tätigkeit des Versendens einer solchen Kurzbotschaft bezeichnet, hat sich jedoch bislang nicht durchgesetzt. Immerhin hat der private deutsche Fernsehsender

Sat 1 im vergangenen Jahr eine Suchaktion initiiert und vier der zahlreich eingegangenen Vorschläge in die engere Wahl genommen: *simsen*, *sumsen*, *pingen* und *piepen*. Die entschiedene Abstimmung zeitigte eine eindeutige Mehrheit: Über 70 Prozent der Teilnehmenden favorisierten *simsen*, das nun der Etablierung in der Sprachgemeinschaft harret.

Noch weitere, allerdings keineswegs neue Funktionen beim mobilen Telefonieren sind bis dato namenlos: die Vorgänge der Gesprächsannahme und -beendigung. Was beim herkömmlichen kabelgestützten Telefongerät das Abnehmen/Abheben und Auflegen/Einhängen des Hörers (der schon immer auch die Sprechmuschel enthielt) auf die Gabel war, hat in der drahtlosen Kommunikationswelt keine 1:1-Entsprechung, denn die Verben «ein-» und «auschalten» oder gar «wegdrücken» enthalten unpassende (Neben)bedeutungen. Das Benennungsproblem scheint aber den meisten Sprachteilhabern entweder nicht bewusst oder unbedeutend zu sein; schliesslich hat man auch «sprachlos» hingenommen, dass die meisten Telefone schon seit langem nicht mehr klingeln, sondern ... (?) Von dadurch hervorgerufenen Behinderungen der grenzenlosen Kommunikation ist jedenfalls noch nichts überliefert.

«Pümpel»?

Einen Grenzfall stellt der immer wieder einmal zu beobachtende Versuch engagierter Sprachliebhaber dar, eine vorhandene Bezeichnung, die ihnen zu unspezifisch erscheint, durch eine neue zu ersetzen. So wollen die Mitglieder eines rührigen Vereins aus dem norddeutschen Hannover seit einigen Jahren den (Rechtschreib-)Duden um den *Pümpel* bereichern. Diese vermeintlich originelle Wortschöpfung soll das in vielen Haushalten zu findende, manuell bedienbare Gerät zur umweltfreundlichen Beseitigung von Verstopfungen in Abflüssen prägnant bezeichnen. Eine echte Wortlücke liegt jedoch gar nicht vor, denn der Holzstiel mit dem (rot)farbigen Gummiaufsatz in Form einer Halbkugel hat bereits einen handelsüblichen Namen, nämlich *Saugglocke* (weshalb das Unterfangen, eine Umbenennung durchzusetzen, wenig aussichtsreich ist). Bei dieser Bezeichnung handelt es sich jedoch um ein so genanntes Polysem, also ein Wort, das mehrere Bedeutungen trägt. Es bezeichnet auch den Vakuumextraktor in der Geburtshilfemedizin (das glockenförmige Gerät, das bei schwierigen Entbindungen eingesetzt wird, um das Baby mithilfe eines Vakuums aus dem Mutterleib zu holen).

Hinzu kommt, dass der *Pümpel* zwar im aktuellen Wortschatz nicht mehr gebräuchlich, aber sprachhistorisch «vorbelastet» ist: Das klassische Deutsche

Wörterbuch der Brüder Grimm (1854–1960) verzeichnet das Substantiv: als historische niederdeutsche Variante für den Stössel im Mörser.

«sitt» und satt – «geschmacklos»?

Unter den «vergessenen Bezeichnungen» dürfte inzwischen ein Beispiel weit- hin bekannt sein. Jemand, der genug gegessen hat, ist bekanntlich satt – aber wie fühlt sich derjenige, der genügend getrunken hat? Das Deutsche verfügt über kein treffendes Adjektiv für den Zustand des Genug-getrunken-Habens/ Nicht-mehr durstig-Seins. Bereits 1993 unternahm die GfdS vergeblich einen ersten Versuch, diese Gegenwart-Lücke zu schliessen: Ihr Aufruf brachte – lässt man einfallsarme Antonyme wie *durstfrei*, *durstlos* oder *antidurstig* ausser Acht – einige mehr oder weniger phantasievolle Kreationen wie *blubb*, *storp*, *schmöll* und *mollstig* hervor. Der ausgelobte Preis wurde allerdings seinerzeit nicht vergeben, da fast alle Teilnehmer neu erfundene Wörter vorschlugen, obwohl ausdrücklich nach einem möglicherweise bereits existierenden, aber gleichwohl noch nicht allgemein bekannten (Umgangssprachen- oder Mundart-)Begriff gefahndet worden war.

Sechs Jahre später nutzte dann ein bekannter Getränkeproduzent die klassische Wortlücke für eine werbewirksam angelegte Suchaktion, die unter Mitwirkung des Dudenverlags stattfand und auf grosse öffentliche Resonanz stiess. An die rund 45000 eingesandten Vorschläge zur Beseitigung der semantischen Defizienz legte die Jury – weniger mit linguistischem «Bierernst» als mit lexikographischem Augenzwinkern – eine Reihe von Ausschlusskriterien an: Der Vorschlag sollte

- keine Markennamen enthalten (deshalb schieden *sprity*, *gecoted* und andere aus),
- leicht auszusprechen sein (\neq *xgnolk* u.a.),
- keine blosser Bedeutungserweiterung zu einem schon bekannten Wort sein und keine Anspielungen auf Alkoholmissbrauch enthalten (\neq *getränkt*, *soff*, *abgefüllt*),
- keine simple 1:1-Entlehnung aus einer Fremdsprache sein (\neq *cool*, *filled up*),
- möglichst nicht zusammengesetzt (\neq *antidurstig*, *satt getrunken*) oder aus zwei Wörtern zusammengezogen sein (wie *tratt* für *trinksatt*, *nimedu* für *nicht mehr durstig* oder *dulo* für *durstlos*),
- sich möglichst nahtlos ins grammatische System des Deutschen einfügen (das gesuchte Adjektiv sollte also attributiv gebraucht werden können und steigerbar sein).

Als Sieger aus dem Wettbewerb ging die – vermutlich in Analogie zu «satt» gebildete – Neuschöpfung *sitt* hervor, die nicht nur zu einer rhetorischen Stilfigur einlädt («ich bin *sitt* und *satt*»), sondern gar eine Herleitung aus dem Lateinischen erlauben würde («*sitim sedare*» = den Durst löschen). Obwohl das neue Gegenwort durch die Presseberichterstattung für kurze Zeit einen relativ hohen Bekanntheitsgrad erreicht haben dürfte, bleibt – wie bei allen Neologismen individual- oder gruppensprachlichen Ursprungs – völlig ungewiss, ob es jemals zu Wörterbuchreife gelangt; dazu müsste sich seine Verankerung im allgemeinsprachlichen Wortschatz über einen längeren Zeitraum hinweg in zahlreichen unterschiedlichen Textquellen widerspiegeln. Denn die Entscheidung eines Fachgremiums kann die Akzeptanz durch die Sprachgemeinschaft selbstverständlich nicht ersetzen.

Überhaupt scheinen die sprachlichen Gegensatzpaare, die Antonyme, die ergiebigste Quelle bei der Suche nach Wortschatzlücken zu sein: So ist die Liste der Gegenwörter zu den aus den fünf Sinnesorganen ableitbaren Fähigkeiten unvollständig: Jemanden, der nicht hören kann, nennt man *taub* oder *gehörlos*; wer nicht sehen kann, ist *blind* (aber natürlich nicht *sichtlos* oder *sichtfrei*). Wie aber bezeichnet man das Fehlen des Geschmacks- oder Geruchsvermögens? Wohl kaum würde man Menschen, die süß, sauer, salzig und bitter nicht (mehr) unterscheiden können, als *geschmacklos* bezeichnen. Und auch die Adjektive geruchlos/geruch[s]frei oder gar ruchlos tragen bekanntermassen ganz andere Wortsinne. Doch das Verhältnis von Sprache und Logik wäre ein Thema für einen anderen Beitrag.

Literatur

Braun, Peter: Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache: Sprachvarietäten. Stuttgart, Berlin, Köln ³1993 (= Urban-Taschenbücher 297)

Herberg, Dieter: Namenlose Jahrzehnte? Kopfzerbrechen über ein nicht (leicht) zu lösendes Benennungsproblem. In: Sprachreport 16 (2000) H. 1, S. 11 f.

Schneider, Wolf: Wörter machen Leute. Magie und Macht der Sprache. München, Zürich ²1986 (= Serie Piper 479)

Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hg.): Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1988

Zimmer, Dieter E.: Wie viele Wörter hat der Mensch? Das innere Lexikon. In: (ders.): Die Elektrifizierung der Sprache. Über Sprechen, Schreiben, Computer, Gehirne und Geist. München 1997 (= Heyne Sachbuch 497); S. 55–77

Anmerkungen

¹ So beispielsweise in der aktuellen Auflage der Duden-Grammatik (⁶1998; S. 600).

² Duden – Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich ³1999

³ Bekanntlich lassen sich aus der begrenzten Menge von vielleicht 10 000 Grundwörtern und den rund 200 Präfixen und Suffixen nahezu beliebig viele neue Wortschatzeinheiten zusammensetzen beziehungsweise ableiten.

⁴ Vergleiche hierzu meinen Beitrag zur Anglisierungstendenz im *Sprachspiegel* 1/1998, S. 2 ff.

⁵ Gemeint war bekanntlich die von Frieden, relativem Wohlstand und Innovation geprägte Zeit vor der Weltwirtschaftskrise. In den USA sprach man neben den »golden twenties« übrigens auch von den «roaring twenties» (den stürmischen Zwanzigern) – in Anspielung auf Vergnügungssucht und Gangstertum.

⁶ Die verbreitete Bezeichnung *Handy* ist ein Pseudo-Anglizismus. Das englische Adjektiv «handy» bedeutet «handlich, greifbar»; das anglo-amerikanische Äquivalent heisst «mobile phone».